

DR. WILHELM STOROST -
VYDŪNAS

EIN
NACHLASS
SCHLICHTER LITAUISCHER MENSCHEN



DR. WILHELM STOROST-VYDŪNAS

Ein Nachlaß

schlichter litauischer Menschen



1 9 4 8

Herausgeber:
Verlagskommission des Hilfsausschusses für Klein-Litauen

ISBN 978-609-8158-13-7

Die Litauische Martynas-Mažvydas-Nationalbibliothek
verzeichnet diese Publikation in der Datenbasis
der Litauischen Nationalbibliographie (NBOB)



Vydūno draugija
<http://vydunodraugija.lt>
2018

Gewidmet dem 150. Geburtstag von Vydūnas

Auflage: 500 Exemplare

Der Herausgeber: Vydūno draugija/Vydūnas-Gesellschaft,
www.vydunodraugija.lt

Druck: „Print Easy“, A. Juozapavičiaus pr. 7N, 45251 Kaunas, Litauen
info@printeasy.lt, www.printeasy.lt



G. M. Z. F. O.
Via No. 5645
de la Direction de l'Education Publique
Autorisation No. 4621
de la Direction de l'Information
„Patria“, Tübingen / Fellbach.

Druckerei: Verlag „Aistia“, Kassel, Mattenberg
Printing by Hof- und Waisenhaus-Buchdruckerei Kassel



Vydūnas (Wilhelm Storost), Klassiker der litauischen Literatur, Philosoph, Kulturschaffender der ostpreußischen Litauer, Verfasser von mehr als 60 Büchern: Dramen, philosophischen, historischen Werken, Lehrbüchern, Liedersammlungen. Einige Bücher sind in deutscher Sprache geschrieben.

Durch seine Herkunft ist Vydūnas untrennbar mit seinem Heimatland und dessen litauischen Ureinwohnern verwachsen. Durch seine Bildung ist er ein Mensch der deutschen Kultur. Mit seinem Wirken leistete er einen bedeutenden Beitrag zur Entfaltung sowohl der litauischen als auch der deutschen geistigen Kultur. Vydūnas wurde am 22. 03. 1868 in Jonaten, Kreis Heydekrug (heute Šilutė) geboren und starb am 20. 02. 1953 in Detmold.



Der folgende Bericht von Vydūnas wurde vor 1912 (genaues Datum ist nicht bekannt) in litauischer Sprache geschrieben, das Manuskript ist wahrscheinlich abhanden gekommen; jetzt, nach mehr als 100 Jahren, werden die Fotokopie der Ausgabe von 1948 und ihre litauische Übersetzung veröffentlicht.

Vorbemerkung

Der folgende Bericht ist zuerst in litauischer Sprache und dann im Mai 1912 auf dem Sagenberge Rombinus, zwischen Tilsit und Ragnit gelegen, deutsch niedergeschrieben. Er ist keine erdichtete Erzählung und bisher auch noch nicht gedruckt.

Detmold im Mai 1948

Dr. Wilhelm Storost-VYDŪNAS

Wie wenig man den anderen Menschen kennt, geht besonders deutlich aus diesem Nachlaß hervor. Die Weisen sagen wohl, daß der Mensch ein Lichtwesen sei, das aus dem Licht geboren ist, im Lichte atmet und im Lichte wieder aufgeht, aber daran denken nur wenige. Und doch müßte man so die ganze Menschheit und die Grundlage des gesamten Seins begreifen.

Dafür aber hat der Mensch von heute gewöhnlich keine Neigung. Im Altertum war es damit augenscheinlich anders bestellt. Die Menschen erfreuten sich offensichtlich anderer Fähigkeiten. Sie vermochten im Lichte eine Offenbarung, ein Symbol des Göttlichen zu sehen. Sicher waren sie sich ihrer Lichtnatur mehr bewußt.

Heute empfinden sich die Menschen meistens nur in dem, was ihnen durch die Sinne erfahrbar wird. Deshalb werden auch religiöse Lehren sehr dinglich aufgefaßt. Man nimmt kaum etwas mehr wahr, als was auf die Sinne wirkt. Im Geistigen sind die meisten Menschen schwachsichtig geworden.

Manche werden das nicht zugeben wollen. Scheint es doch, als ob das Leben der ganzen Menschheit, ja die ganze Welt den Menschen heute bekannter ist, als es früher möglich war. Unzählbare Zeitungen bringen Nachrichten aus allen Himmelsrichtungen. Kaum ist etwas besonderes vorgefallen, so dringt die Kunde davon auch in die abgelegensten Hütten. Ist etwas Neues erkannt, so wird es durch Zeitschriften auch den einfachsten Menschen verkündet. Sogar unmittelbare Anschauungen werden von fernen Gegenden, von

Naturerscheinungen und Menschen geboten. Die leichte Art, Bilder herzustellen, ermöglicht es, daß ihrer eine ganze Menge in alle Häuser flattert.

So spiegelt sich heute mehr als je in dem Bewußtsein des einzelnen das Antlitz der Welt und ihr Geschehen. Nur fragt es sich, ob auch das, „was die Welt im Innersten zusammenhält“, ob das Wesen alles Seins und Lebens dem Gegenwartsmenschen so bewußt ist wie in alter Zeit.

Gewiß gibt es auch heute Menschen, die vom äußerlichen Weltleben nicht viel wissen. Ist doch noch immer die Zahl derer bedeutend, die kaum etwas lesen und nur wenig erfahren. Sie haben kein Interesse an anderen Menschen und an der weiten Welt. Sie leben mit ihren kleinen Bedürfnissen in kaum faßbarer Enge. Ihr Inneres scheint ganz dunkel und leer zu sein.

Diese Gedanken wurden in mir lebendig, als ich einen Menschen kennen lernte, der in einem Häuschen in einem Waldwinkel auf dem Rombinus lebte und der mir innerlich besonders arm und bedauernswert erschien.

Man erzählte mir, daß er seit Jahren in völliger Einsamkeit lebe. Geradezu ängstlich vermeide er den Verkehr mit Menschen. Seine Lebensbedürfnisse befriedige er mit dem, was ihm sein kleiner Garten, sein Stückchen Acker rund um sein Häuschen liefere. Eine Kuh gäbe ihm Milch, zwei Schafe Wolle. Die Kleider habe er noch aus der Zeit, als seine Frau noch lebte. Das wäre schon viele Jahre her.

Aus alledem, was über diesen Menschen erzählt wurde, machte ich mir ein eigenes Bild von seinem Innern. Es schien mir unsagbar leer und dunkel zu sein. Jahraus, jahrein hatte er täglich dasselbe



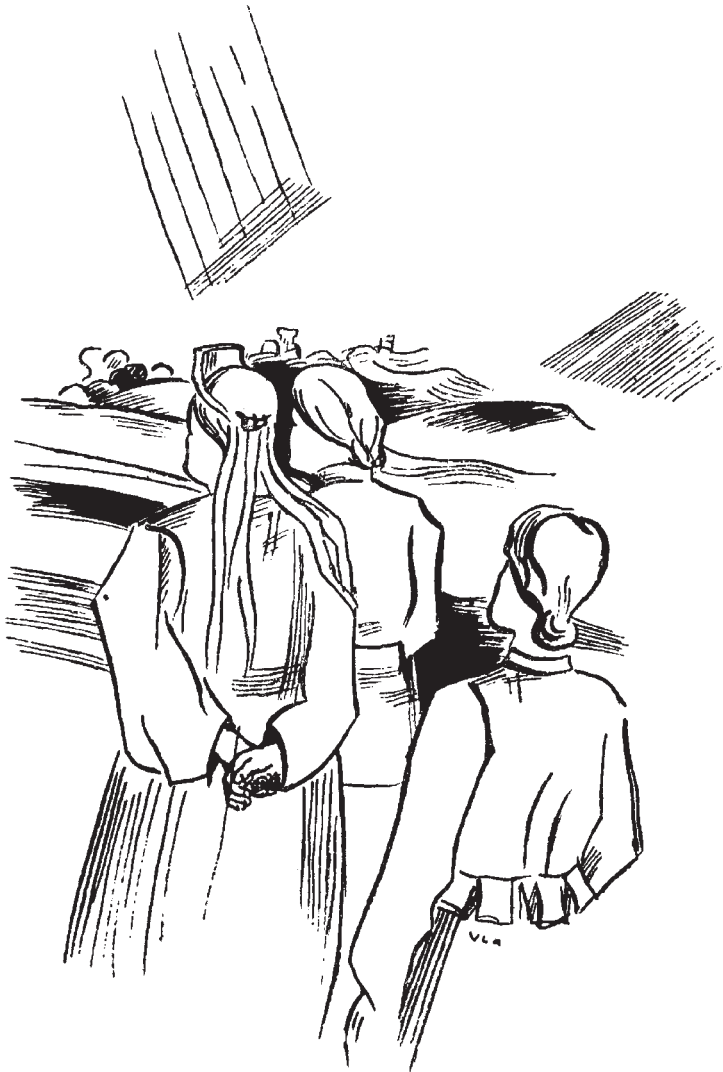
zu tun. Das Einerlei seines Erlebens mußte unerträglich sein. Fehlte ihm doch jede reichere Anregung, darum scheinbar jeder tiefere Lebensinhalt. So konnte er seine Tage nur in ganz völliger Oede zubringen.

Immerhin wurde ich begierig, ihn kennen zu lernen. So suchte ich ihn dann auch schließlich auf. Wohnte er ja doch nicht sehr weit von meinem Aufenthaltsorte auf dem Rombinus. Es war an einem Sommertage, als ich mich zu ihm aufmachte.

Mein Weg führte durch das Wäldchen am Ufer des Memelstromes entlang. Eine Lichtung, die auf den Strom hinausging, bot einen schönen Ausblick über den Strom zu den Wiesen im breiten Flußtal. Dahinter stiegen wieder die Uferhöhen an. Nach Osten zu waren umgrünte Häuser und Türme der Stadt Ragnit zu sehen. Aus dem Westen grüßten unter dem Lichte der späten Nachmittagssonne die Türme und Schornsteine der Stadt Tilsit herüber, wo ich seit Jahren wohnte. Es war eine schöne Landschaft, die ich von meiner Uferhöhe betrachten konnte.

Dann ging ich weiter und wandte mich um nach Norden. Am Ende einer Lichtung war auch das von mir gesuchte Häuschen zu sehen. Ich näherte mich ihm. Es stand mitten in einem Gärtchen, in welchem an einigen Obstbäumen Aepfel prangten. Einige Stellen des Hauses wiesen Ausbesserungen auf. An einem Hausende befand sich ein Anbau. Das war wohl der Raum für die Kuh, die Schafe und Hühner. Rund um den Garten breitete sich das kleine Feld bis zum Walde aus.

Dann stand ich auch schon vor dem Häuschen. Die blinden Fenster fielen mir auf. Ihre Glasscheiben waren wohl niemals ersetzt. So kam wohl



auch nur mattes Licht in den inneren Raum. In ihm mögen wohl auch nur ganz abgebrauchte Sachen aufbewahrt sein. Lagen doch an der Wand des Hauses allerlei Holzstücke, Späne und Strauchbündel. All das schien mir auf den Menschen zu deuten.

Vor der Haustür blickte ich mich noch einmal um nach dem Strome zu. Da fiel mir ein Mann auf, der auf dem Kartoffelfelde arbeitete. Beim Heraufkommen war ich offenbar an ihm vorübergegangen ohne ihn zu bemerken, und er war sicherlich der, den ich suchte. So schritt ich denn zu ihm eine Furche entlang.

Als ich unweit vor ihm stand, bot ich ihm einen guten Tag. Langsam richtete er sich auf und erwiderte ebenso langsam meinen Gruß. Diese hagere Greisengestalt mit dem wirren Haar und Bart glich sich sehr gut dem Häuschen an. Auch die Augen waren ähnlich wie die matten Fensterscheiben des Hauses. Der Mensch schien aus ihnen zu schauen, wie wenn er weit von ihnen durch trübe Fenster sehen wolle.

Es war ein sonderbarer Blick. Was sollte ich wohl sagen? Ich schwieg. Und langsam, wie er sich aufgerichtet hatte, so bückte er sich wieder nieder und arbeitete weiter. So war ich sozusagen entlassen. Mit seinem Blick und seinem Schweigen hatte er mir alle Fragen verscheucht.

Dann raffte ich mich aber doch auf. Etwas wollte ich doch aus seinem Innern herausholen. Deswegen war ich ja gekommen. Aber aus dem eigenen angeblich inneren Reichtum kam ich doch nur zu der Bemerkung: „Ihnen kommt es nun zu, alle Arbeiten allein zu machen!“ Er hob den Kopf ein wenig empor und sagte: „Ein jeder hat seine Arbeit!“ Und wieder grub er weiter. Dann fragte

ich: „Wird es Ihnen nicht langweilig, immer so allein zu sein?“ Er zögerte eine Weile, ohne seine Arbeit zu unterbrechen und sagte: „Ich bin niemals allein!“

Das klang sehr sonderbar. Und ich sagte: „Wie denn! Ich hörte, Ihre Frau wäre schon vor dreißig Jahren gestorben.“ — „Vor fünfzehn“ berichtigte er. Und ich dachte für mich, daß man im Gerede sehr leicht alles verdoppelt. Dann fragte ich: „Haben Sie denn nie das Bedürfnis, mit anderen Menschen zu verkehren?“

Wieder schwieg er, doch jetzt länger. Dann antwortete er: „Wir atmen alle in demselben Lichte.“ Das war mir sehr erstaunlich. Ein solches Wort hätte ich ihm nie zugetraut. Und ich fand keine andere Frage darauf als diese: „Es war Ihnen aber doch recht weh zumute, als Ihre Frau starb?“ Wieder zögerte er. Dann lehnte er sich auf seinen Spaten und sagte: „In seiner innersten Seele ist man doch nie verlassen.“ Dabei schaute er ins Weite und ging dann weg von mir an das andere Ende des Kartoffelfeldes. Ich sollte wohl gehen.

Der Mann sprach also tatsächlich nicht gern mit anderen. Doch war in seinem Verhalten nichts Verletzendes zu bemerken. Er löste in langsamer Entfernung die Beziehung zu mir. Noch schaute ich ihm nach und rief ihm meinen Abschiedsgruß zu. Er schien ihn zu erwidern. Doch war ich davon nicht recht überzeugt und ging meines Wegs.

Immer aber blieben mir seine Antworten im Sinn, als wären sie darin niedergeschrieben. Sie schienen zu meinen Fragen allerdings nicht ganz zu passen. Man könnte wünschen, daß sie zu einer anderen Frage gegeben wären. Sollte in dem einsamen Menschen nicht doch ein sonderbares Denken sich auswirken?

Noch blickte ich zu ihm hin. Er arbeitete gebückt weiter. Und mir hatte es geschienen, als stände er aufrecht und schaue mir durch matte Fensterscheiben aus seinem Hause nach. So ging ich dann weiter, um mit dem Dampfer zur Stadt zu fahren.

Aber die Antworten des Mannes bewegten mich immer aufs neue. Sie waren doch wohl von tieferem Gehalt. Sollte er das auch selber wissen? So nahm ich mir dann wieder vor, ihn doch noch einmal zu besuchen.

Nach einigen Wochen wurde mir das auch möglich. Wieder ging ich zu der Waldlichtung und stand auch bald vor dem Häuschen. Da arbeitete auch wieder der Alte. Er war beschäftigt, die Dachdecke eines der kleinen Anbaue seines Hauses auszubessern. Schaute ich ihn aber nicht an, so war es mir wieder, als ob der Mann aufrecht vor mir stände und mich so geheimnisvoll anschauete. Doch nach einigen Augenblicken sah ich ihn arbeiten wie vorher. Sicher würde er sich auch nicht stören lassen. So ging ich dann weiter, ohne ihn zu sprechen.

Verschiedenen Bekannten habe ich dann von dem Manne erzählt. Alle waren neugierig, ihn kennen zu lernen. Bald hatten wir auch Gelegenheit, zu ihm zu gehen. Wir waren alle erfreut, zu sehen, wie er an einem Gemüsebeet in seinem Gärtchen beschäftigt war. Meine Begleiter waren junge ausgelassene Leute, die laut scherzten und lachten.

Das hörte der Alte und richtete sich auf. Er schien wohl zu merken, daß wir zu ihm wollten. Vielleicht hatte er mich auch erkannt. Und mit seiner Art ungewöhnlich raschen Schritten ging er zu seinem Hause, öffnete die Tür und verschwand. Ein Knacken schien anzudeuten, daß er die Türe

verriegelt. Er wollte uns also nicht sehen. Fast tat es mir leid, über ihn zu anderen gesprochen zu haben.

Sicher war er kein gewöhnlicher Mensch. Ein solcher gibt ja nie gern preis, was sein Inneres erfüllt. Daran hatte ich denken müssen. Spiegelt sich in dem eigenen Bewußtsein auch ein reiches Weltbild, so bedeutet das doch nicht ohne weiteres ein höheres, tiefer blickendes Menschentum.

Unsere kleine Gesellschaft wanderte mit lustigen Gesprächen weiter an den Uferhöhen entlang. Ein jeder machte seine Bemerkungen über den alten Sonderling. Jeder hatte etwas anderes über sein Häuslein, seine scharrenden Hühner, seine Kuh, seine Schafe und auch manches andere zu sagen. Aus Strohhalmen wurde ein ganzer Wagen vollgeladen.

Nun schien es mir, als ob zu befürchten wäre, daß der Alte jetzt öfter von anderen belästigt werden würde. Und ich fühlte mich dafür verantwortlich. Doch regte sich in mir nun immer lebhafter der Wunsch, ihn noch einmal sprechen zu dürfen. Vielleicht könnte ich sein Zutrauen doch noch gewinnen. Menschenscheu war er wohl nicht.

Im Spätsommer des folgenden Jahres war mir wieder ein Ausflug nach dem Rombinus möglich. Ich ging auch sofort zu dem Hause des Einsiedlers. Meine Schritte verlangsamten sich aber immer mehr, je mehr ich ihm näher kam. Wiederum umfing mich ein eigenartiges Gefühl. Ich schaute mich um. Eine wunderbare Ruhe schien das Haus zu umweben. Niemand war dort zu bemerken.

Da erblickte ich einen Schemel neben einem Obstbaum. Und da stand auch ein Stuhl. Reich belaubte Aeste hingen vom Baum tief herab bis auf einen Tisch. Der Baum war voll der schönsten

Früchte. Es war mir eine Freude, den Baum zu betrachten. Und da bemerkte ich auch den Alten. Er schien im Baume zu stehen. Und nun sah ich ihn auch ganz allein, vergaß den Baum mit allen seinen schönen Früchten. Da schaute mich auch der Alte an. Es war mir so, als ob er jetzt mir ganz besonders nahe und in seinen Augen lebte. Gleich wünschte er mir auch einen guten Tag. Mit einem Körbchen voll schönster Aepfel stieg er vom Tisch über den Stuhl und Schemel auf die Erde. Alle seine Bewegungen bekundeten ein hohes Alter. Er mochte die achtzig Jahre wohl schon erreicht haben.

Es berührte mich sehr eigenartig, als er an mich herantrat und mir von seinen Früchten welche anbot. Während ich dankte, fühlte ich deutlich, daß wir einander näher kamen.

„Sie gingen im vorigen Jahr ins Haus, als ich mit einigen jungen Leuten zu Ihnen kommen wollte“, sagte ich. „Ich lebe nicht für Neugier“, war seine Antwort. „Ich möchte aber sehr gern mit Ihnen näher bekannt werden. Sie haben ja ein langes Leben hinter sich. Da könnte ich manches von Ihnen erfahren,“ redete ich auf ihn ein.

Wieder sah er mich an, als ob er sich von seinen Augen zurückzöge und schwieg. Dann aber sagte er: „Sie sind anders als die meisten Menschen. Schreiben Sie mir Ihren Namen auf und wo Sie wohnen!“ Ich tat es und überreichte ihm meine Karte. Er nahm sie, ohne hinzuschauen. Nach einer Pause sagte er, indem er mich wieder in der seltsamen Weise anblickte: „Junger Mann, es ist nicht viel an mir. Doch Sie werden es verstehen. Bleiben Sie gesund!“ Damit ging er in das Haus.

Was er jetzt vorhatte, war mir nicht deutlich. So wartete ich eine geraume Weile. Aber er kam

nicht heraus. Er hatte also Abschied von mir genommen.

In demselben Jahre kam ich nicht mehr hin zum Berge. Auch im folgenden Sommer mußte ich einen Ausflug dahin immer aufschieben. Schließlich war der Winter da. Und es quälte mich, daß ich den Alten nicht wieder aufgesucht hatte. Die Dampfer, mit denen ich zu ihm gelangen konnte, waren in den Flußhäfen eingefroren.

Mit meinen Gedanken war ich aber immer bei dem Alten. Es war mir sehr sonderbar, daß er mir so nahe zu sein schien, trotzdem ich ihn kaum kannte und ihn anfangs nur als einen Sonderling bewertet hatte. Schließlich war der Winter vergangen und der Frühling mit seiner Lebensfülle eingezogen. Nun glaubte ich auch schon wieder, in den schönen Wald mit seinem erfrischenden Duft und zu dem Alten hinkommen zu können.

Trotzdem ich ihn nun so lange nicht gesehen und gesprochen hatte, war er mir doch immer sehr gegenwärtig. Dachte ich an meinem Schreibtisch über tiefere Fragen des Menschenlebens nach, so stand mir auch schon die einsame Hütte in dem Waldwinkel vor Augen und der Alte mit dem sonderbaren Blicke. Doch schien es mir nun so, als ob er durch alle Zeit immer helleren, lichterem Wesens würde.

Dann mußte ich auch daran denken, wie verschieden die Menschen ihre Erfahrungen auswerten. Die einen machen daraus Anregungen zu Scherzen, andere zu etwas Bedeutsamem, das sie anstauen. Viele machen aus einem Etwas ein Nichts, und wieder andere aus einem Nichts ein Etwas. Doch gibt es auch solche Menschen, die jede Erfahrung mit stiller Besinnung erfassen und bewahren, wie sie meinen, daß sie der Wirklichkeit

entsprechen. Oft wird sie, wie es heißt, wissenschaftlich bewertet. Und doch hat wohl der alte Herakleitos eine Weisheit bekundet, wenn er sagte: „Alles fließt“, und das bedeutet doch, daß sich alles verändert.

Und immer dachte ich an meinen Alten. Es schien mir nun wirklich, daß ich nächstens zu ihm hinausfahren könnte. Doch hielt mich meine Arbeit an meinem Schreibtisch zurück. Da wurde mir ein Mann gemeldet, der mich sprechen wolle. Ich ging hinaus. Es war ein Landmann. Der sagte rasch, daß er mich nicht stören wolle, er habe nur ein kleines Bündelchen abzugeben. In ihm befänden sich allerlei Papiere, bedruckte und bekritzelte. Er habe nur etwas hineingeschaut und gedacht, daß er sie mir abgeben solle. Er kenne mich ja. Den ganzen Winter hindurch habe er sie hinter dem Balken versteckt gehalten. Sie wären von dem alten Budrus. Kaum hatte er das gesagt, als er auch schon davonging.

Das war mir wieder sehr sonderbar. Ich konnte dem Manne kaum einige Dankesworte nachrufen und sagen, daß ich nachsehen werde, was in dem Bündelchen wäre. Der eilige Weggang des Mannes schien anzudeuten, daß er irgend etwas zu verbergen hätte.

Nun betrachtete ich das Bündel. Es war in Papier verschnürt. Ich tat es auf und ging gleich auf meinen Balkon. Hier breitete ich die einzelnen Blätter in der Sonne aus. Sie waren sehr berust, bräunlich, gelblich, unsauber. Wahrscheinlich hatten sie alle über dem Balken des Landmannes wie im Schornstein gelegen. Nun hoffte ich, daß sie da draußen allen Geruch und auch etwas von ihrer Unsauberkeit verlieren würden, und ich sie alle ohne Unbehagen durchsehen könne.

Es war ein schöner Frühlingstag. Kein Lüftchen regte sich. Und so breitete ich denn die Blättchen aus, legte eines neben das andere. Auch blickte ich auf manches genauer hin. Wo etwas gedruckt war, da stand nebenbei auch etwas Geschriebenes. Das schien eine Männerhand gemacht zu haben. Die Schrift war rau und fest. Der Mann muß wohl von starker und auch heftiger Natur gewesen sein. Doch schienen die Schriftproben aus sehr verschiedenen Zeiten zu stammen. Auch lagen zwischen den Zetteln einige Briefe und gar der Teil eines Büchleins. Nachdem ich alles hübsch auseinander gelegt hatte, damit Luft und Sonne ihr Werk an den Papieren tue, ging ich wieder an meine Arbeit. Sie nahm mich sehr in Anspruch. Doch vergaß ich die Papiere auf dem Balkon nicht. Nach einigen Stunden ging ich wieder auf ihn hinaus und wandte alle Blätter um. Das Büchlein stellte ich so auf, daß die Blätter sich von einander schieden. Es war der Rest der Schrift von Thomas von Kempis — Die Nachfolge Christi. Zwischen den Blättern waren Merkzeichen eingelegt. Dies alles überließ ich wieder der Sonne und setzte mich erneut an den Schreibtisch.

Die Arbeit ließ mich sehr bald alle diese Papiere vergessen. Plötzlich wurde ich aufgeschreckt. Ein Windstoß hatte die Balkontür zugeschlagen. Sofort stürzte ich auf den Balkon. Die ausgelegten Papiere wirbelten in der Luft. Schnell griff ich nach ihnen. Aber nicht alle waren zu fassen. Was ich einfing, trug ich ins Zimmer und eilte die Treppen hinunter auf den Platz vor dem Hause. Da flatterten noch viele Blättchen, manche hoch in der Luft, manche über dem Fußsteige und dem Rasen hinter ihm. Ich suchte sie schnellstens einzufangen. Jetzt schienen sie mir besonders wertvoll zu sein. Bald hatte ich schon eine ganze Hand voll. Und

doch flogen noch so viele umher. Menschen gingen vorüber. Ich beachtete sie nicht. Schließlich aber sah ich, daß eine ganze Reihe stehen geblieben war und zuschaute, was ich da mache. Ein alter Herr lachte mit dem ganzen Gesicht. Ich blieb stehen. Da stieß der Wind dem Herrn den Hut vom Kopf. Alle Stehengebliebenen lachten laut, als er nun seinen Hut einzufangen suchte und über den Rinnstein stürzte. Ich sprang zu ihm. Da erhob er sich rasch. Er war heil davon gekommen. Aber gerade da, wo er gefallen war, lagen auch verschiedene meiner Zettel. Einer von ihnen war die Karte mit meiner Adresse, die ich dem Alten auf dem Rombinus gegeben hatte. Auf der Karte war mit Blei, aber sehr zittrig geschrieben, daß alle diese Blätter mir abgegeben werden sollen. Die Unterschrift war Indra Budrus. Wie der Ueberbringer dieser Blätter gesagt hatte, hatte er das Päckchen den Winter hindurch aufbewahrt. So war also der Alte schon vorher gestorben. Das war also sein Nachlaß für mich.

Nun erschien mir alles so bedeutsam und sinnvoll, ja sinnbildlich, wie ich zu diesem Manne in Beziehung getreten war, wie seine Art auf mich gewirkt und wie schließlich sein Nachlaß gar zu verfliegen drohte, der ja auch nur aus fast losen Einzelblättern bestand. Und dann mußte ich denken, daß Menschen, die fortdauernde Beziehungen zu einander unterhalten, doch nur aus dem Wesen des anderen wie durch Blätter, die der Wind umherwirbelt, Kenntnis erhalten. Gut wäre es, wenn sie auf jedes Blättchen achten möchten.

Aus diesem Gedanken heraus suchte ich nun noch weiter nach ihnen. In der Luft wirbelte nun keines mehr. Aber am Boden entlang trieb der Wind noch manches weiter. Einen vorübergehenden Knaben forderte ich auf, mir bei der Ein-



sammlung zu helfen. Für zwei Blättchen zahlte ich ihm 10 Pfennig, und er sammelte mit Eifer. Doch bald brachte er manches, was nur weggeworfene Papierfetzen waren. Er konnte ihren Wert oder Unwert nicht beurteilen.

Bald fing es an zu regnen. Der Knabe lief davon. Ich aber suchte, bis ich ganz naß war. Und bald waren auch die Blättchen naß, die ich noch fand. Eines schien mir besonders bedeutsam zu sein. Es war mit Blei beschrieben. Der Regen hatte es aber fast unleserlich gemacht. So gab ich dann das weitere Suchen auf, trotzdem ich annehmen konnte, daß noch manche irgendwo verstreut liegen mögen.

Nun versuchte ich, die Papierstücke zu ordnen. Das war nicht leicht. Wie sollte ich mich in ihnen zurecht finden! Das aber war mir bald klar, daß sie Einzelheiten aus dem Leben einiger Menschen mitteilen. Um sie richtig einzureihen, könnte mir wohl die Handschrift Wegweiser sein. Was Indra Budrus auf meiner Karte geschrieben hatte, war ja wohl kurz vor seinem Ableben gemacht. Und die paar Briefe hatten Angaben darüber, wann sie geschrieben waren. So hoffte ich denn, einigen Einblick in das Innenleben des Einsiedlers und seiner Nächsten zu gewinnen.

Ein Blatt aus steifem Papier schien sehr alt zu sein. Es war offensichtlich immer wieder in die Hand genommen. Die Schrift war aber die eines Kindes. Da stand sorgfältig geschrieben: „Dein Leben lang habe Gott vor Augen und im Herzen, damit Du immer Gutes tust und Gottes Gesetz im Herzen lebendig empfindest.“ Darunter war dann gekritzelt: „In der Schule sagen wir den Spruch anders. Aber die Mutter sagt, er wäre dort heidnisch.“

Dieselbe, aber eine schon etwas geübtere Handschrift, war auf einem anderen Zettel zu sehen, der wohl zu jenem gehört. Hier stand geschrieben: „Wenn mir das doch immer einfallen würde, sobald mir das Blut heiß zu Kopfe steigt.“

Ein gedruckter Zettel hatte die Worte: „Sei stille im Herrn!“ Und nebenbei war mit ganz ähnlicher Handschrift bemerkt: „Wenn ich nur wüßte was das bedeutet!“ Darunter war mit einer schon mehr geübten Schrift zu lesen: „Nun erfuhr ich es. M. . . . sagte es mir auf der See am (die Tagangabe war verwischt) 1865.

Auf einem Blättchen Schreibpapiers stand von ungelenker Hand geschrieben: „Mein Kind, besinne dich immer auf dich selbst, dann empfindest du Gott.“ Darunter stand: „Das schrieb mir meine Mutter als ich mich wieder einmal mit Nachbarsjungen gerauft hatte. Markus Hans hatte einen Arm gebrochen. Mir war der Aermel zerrissen und der Arm vom Ellbogen bis zur Hand blutig geritzt. — Wieder fiel mir das Wort erst ein, als die Rauferei zuende war — Mutter, ich möchte immer an das Wort denken. Ich vergesse es aber immer wieder.“

Ein weiterer Zettel trug die Worte: „Wir bleiben alle in Gottes Hand, sagte mir so oft die Mutter. Nun sind sie beide gestorben. Uebermorgen werden sie beerdigt werden.“ Darunter stand ein paar Mal das Wort: „Wir bleiben alle in Gottes Hand.“ Und dann: „Nun bin ich doch allein!“

Einer der Briefe hatte folgenden Inhalt: „Ich schreibe auf dem Dampfer Braunschweig, am 30. Juli 1864. Marta, was ich Dir aufgeschrieben, ist wahr. Ich bin immer bei Dir, und Du bist bei mir. Du machst alles gut in meinem Elternhaus. Wenn ich zurückkomme, haben wir Hochzeit. Vielleicht

nach drei Jahren. Ich muß Gott im Herzen finden. Ich besinne mich immer auf mich. Und raufe mich nicht mehr. Aber das Herz tut mir weh. Ich möchte bei Dir sein. Indra.

Heute wäre ein Matrose beinahe ertrunken. Ich sprang ihm nach und hielt ihn. Nun ist wohl gut, was ich verschuldet habe, daß Anskis Kiauka ertrunken ist.“ Darunter war offenbar später geschrieben: „Dampfer unter den untergegangenen aufsuchen.“

Ein anderer Brief war von einer wohl ungeübten Frauenhand geschrieben. Er lautete: „Lieber Indra. Ich muß Dir schreiben. Ich bin doch manchmal so allein. Sehr allein. Dann möchte ich weinen. Aber ich werde auf Dich hören. Wir sind alle in Gottes Hand. Das hat Deine Mutter noch vor ihrem Sterben gesagt. Da bist auch Du, auch ich. — Nun ist mir besser. Ich tue alles, was sein muß, wie Deine Mutter. Die Leute sagen, was solch ein Kind allein in dem Hause will. Ich habe gesagt, Du hast mich gerufen, und wenn Du zurückkommst, wirst Du mich heiraten. Sie haben mich ausgelacht. Aber dann las ich Deinen Zettel. das ist wahr, was da steht. Nun lies diesen Brief. Ich werde ihn Dir nicht schicken. Aber Du weißt auch so alles, was ich da geschrieben habe. Du bist in Gott und auch ich bin in ihm. Marta. Ich schrieb diesen Brief am 30. Juli 1864.

Der Zettel, von dem dieser Brief spricht, lag in ihm. Er hatte folgenden Inhalt:

Verschreibung.

Was ich Dir, Marta Grikus, gesagt habe, ist wahr und wird es bleiben. Ich habe Dich sehr lieb. Du kommst in mein Haus und sorgst für alles und bleibst immer da. Wenn ich wiederkomme, heiraten wir uns. Ich traue Dir sehr. Du traust mir

auch. Meine Mutter sagte, als sie starb: „Wir sind alle in Gottes Hand.“ So ist es, und so wird es ewig bleiben. Indra Budrus.

Geschrieben in B. am 29. September 1862.

Auf der anderen Seite des Briefes von Marta Grikus war geschrieben: „Ich spreche immer mit Dir, es ist mir auch nicht mehr so bange. Du sagst auch immer, daß Du mich lieb hast. Auch wenn ich träume, auch wenn ich wache. Es wird Dir auch nichts geschehen. Und Du selbst wirst Dir nichts antun. Du besinnst Dich immer auf Dich. Gott ist im Herzen. Geschrieben am 1. Mai 1865.

M. Gr.“

In dem Briefe von Indra hatte M. G. am Rande die Bemerkung gemacht: „Was Du mir schreibst, wußte ich ganz genau. Ich bekam Deinen Brief heute, am 20. September 1864. Du wirst auch auf dem Meere spüren, daß ich Dich grüße.“

Darunter ist noch geschrieben: „Heute muß ich Deinen Brief immer wieder lesen. Manchmal war mir so weh im Herzen. Dann dachte ich, Du siehst mich nicht mehr. Aber Du wirst noch am Leben bleiben. Sei stille im Herrn. Am (Datum nicht leserlich) 1865“.

Ein zweiter Brief von Indra Budrus lautet: „Liebe Marta. Nun muß ich nach Hause. Vor der Abfahrt aus New York fand ich auf der Straße einen Zettel, auf dem stand ein Wort. Es hieß: Thoughts are powers. Den Zettel behalte ich. Aber das Wort will ich sagen: Gedanken sind Kräfte. Noch denke ich an den vorigen Freitag. Ich lag krank in einem Hospital. Unser Schiff ging am Freitag morgen um 3 Uhr unter. Ich hielt mich am Mast. Manchmal dachte ich, ich muß schon sterben. Dann dachte ich an Gott im Herzen. Aber ich konnte nichts. Du aber saßest neben mir auf

dem Mast und Du sagtest immer: „Sei stille im Herrn.“ Da konnte ich mich halten. Abends kam ein Dampfer. Der nahm mich auf. Nun komme ich nach Hause. Ich sage Dir noch wann. Ich schrieb von Anfang am 12., dann am 13. August. Und schrieb zuende am 14. August 1865. Indra.“

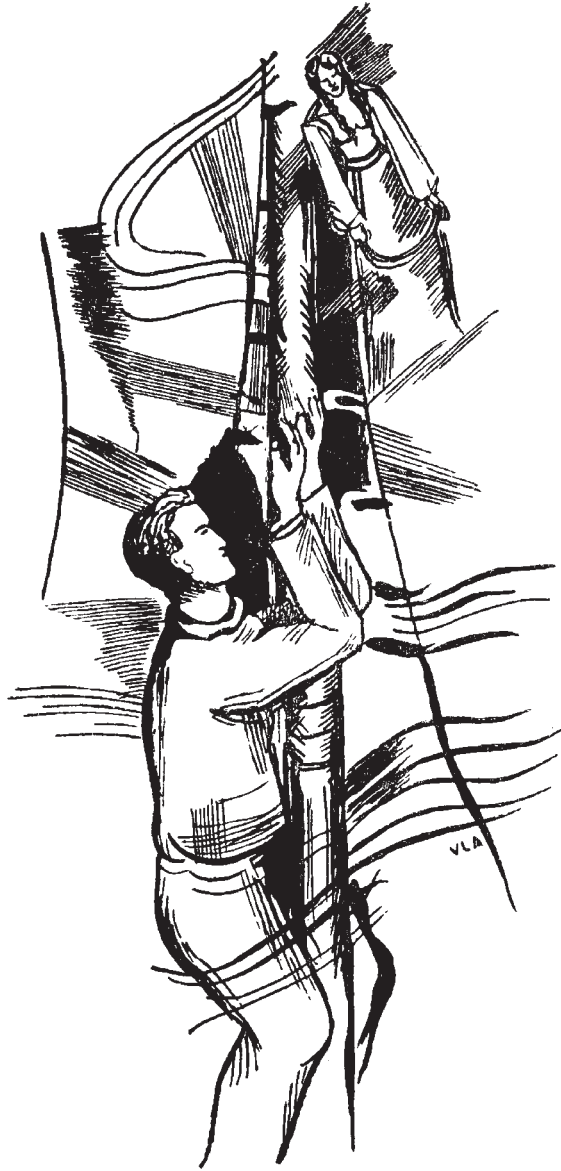
Auf diesen Brief von weiblicher Hand geschrieben: „Das war für viele ein großer Schmerz. Darum war mir auch so weh. Aber wir sind alle in Gottes Hand. Am 15. September 1865.“

Darunter stand geschrieben: „Ich sah Dich immer, wo ich arbeitete, im Garten, auf dem Felde. Aber nun weiß ich nicht mehr, bist Du es leibhaftig oder als Seele. Nein, mit der Bahn fährst Du nicht mehr. Du gehst schon. Noch ein Tag. Ich habe noch Äpfel an den Bäumen hängen lassen. Du sollst sie Dir pflücken. Ich freue mich sehr. Aber ich will stille sein im Herrn. Am 17. Oktober 1865. Marta.“

Darunter stehen einige Worte von Männerhand geschrieben, die auf spätere Ereignisse Bezug nehmen. Sie werden an der geeigneten Stelle erwähnt werden.

Aus der nun folgenden Zeit sind nur wenige Zettel vorhanden. Auch besagen sie sehr wenig aus dem Leben der beiden jungen Leute. Ein altes Bibelblatt ist unter ihnen, auf dem erzählt wird, wie auf dem Horeb der Herr an Mose vorüberging, nachdem ein Erdbeben, Feuer und Sturm vorausgegangen war. Und da ist das Wort „Stilles, sanftes Säuseln“ und „Der Herr war in dem Säuseln“ mehrmals unterstrichen.

Weiter gab es unter den Blättern noch eines aus einem Liederbuche mit dem Liede „Ich suche Dich, Du Unerforschlicher“. Dazu ist geschrieben: „So ihr Mich von ganzem Herzen suchen werdet, so



will ich mich von euch finden lassen, spricht der Herr.“

Ein anderer Zettel, der wohl aus einer Spruchsammlung herrührt, trägt das Wort: „So wir im Lichte leben, so lasset uns auch im Lichte wandeln“. — Auf einem halben Bibelblatte sind die Worte angestrichen: „Wer seinen Sohn lieb hat, der züchtigt ihn.“ Und daneben war geschrieben: „Nun mußte ich es auch tun“.

Ein Brief in englischer Sprache teilt dem Kätner Indra Budrus mit, daß sein Sohn Armanas Budrus im Alter von nahezu 20 Jahren am 15. Juli 1886 im Hospital in Boston infolge von Verletzungen bei einer Schlägerei gestorben ist. Er sagte noch, daß er seine Eltern um Verzeihung bitte wegen seines Eigensinnes und seiner unbezähmbaren Reiselust, die ihn soweit von ihnen fortgeführt. Er bereue sehr, daß er seinen lieben Eltern so viel Schmerz bereitet hat. Er habe aber gelernt, daß alles nach Gottes Willen geschieht.

In diesem Briefe lag ein Spruchzettel mit dem gedruckten Wort: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt“. Darunter stand mit sehr fester Schrift geschrieben: „Diesen Zettel zogen wir aus unserer Spruchsammlung. Aber so sprechen wir nicht, bloß: Es ist der Herr! Mehr nicht!“ Doch die Worte: Mehr nicht, sind zittrig geschrieben.

Mehrere weitere Zettel tragen immer dieselben Worte: „Ich bin stille im Herrn“. Einer dieser Zettel ist von Frauenhand geschrieben. Auf ihn scheinen Tränen gefallen zu sein. Wahrscheinlich sind verschiedene Zettel aus diesem Lebensabschnitt vom Winde weggetragen.

In diese Zeit gehört nun wohl das hinein, was in dem zweiten Briefe von Indra Budrus hinter

den Worten des Mädchens geschrieben steht. Da ist zu lesen: „Du warst stille. Dein Herz war voll Freude. Nun möchte ich stille sein. Aber das Herz will brechen. Doch ich will stille sein im Herrn. Man ist doch schließlich in seinem Gott immer allein. Geschrieben am 15. Februar 1895, als sie starb.“

Darauf folgten noch die Worte: „Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn, darum wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn“.

Die Schrift ist sehr verwischt. Auch hier sind wohl Tränen darauf gefallen.

In der folgenden Zeit scheint vom Ueberlebenden das Buch des Thomas von Kempis beständig gelesen zu sein. Die Anmerkungen und Striche lassen auf eine alternde Hand schließen. Hierüber wären viele Erwägungen anzustellen. Die Anmerkungen lauten meistens: „Ja, ja!“ oder: „So ist's!“ oder: „Ich hätte das früher wissen müssen.“

Aus weiteren Zetteln sind die Beziehungen zu anderen Menschen deutlich. In einem versiegelt gewesenen Umschlag liegen vier zerrissene Schuldscheine. Auf einem, dessen Betrag sich auf 800 Mk. beläuft, steht quer geschrieben: „Ich will nichts haben. Mögen sie ihm und seinen Kindern Segen bringen. Geschrieben am 21. September 1886.

Indra Budrus.“

In demselben Umschlag befinden sich Trauscheine, Reiseurkunden, Herbergsquittungen und anderes. Möglich, daß Wertvolles daraus verloren gegangen ist.

Schließlich steht auf einem Blatt in noch zittriger Schrift wie auf der Karte mit meiner Anschrift geschrieben: „Wann darf ich wohl das gebrechliche Haus verlassen!“ Und wohl ganz zuletzt

steht noch darunter: „Ich möchte . . . ganz . . .
im Lichte“

Es gibt noch eine Menge von Zetteln in diesem Nachlaß, die aber sehr schlecht zu entziffern sind. Manche scheinen auch unbedeutend zu sein. Die hier angeführten geben aber wohl schon einen tiefen Einblick in das Innenleben zweier Menschen, die sogar über den Raum hinweg einander erlebten und Beziehungen zu einander unterhielten.

Nach einiger Zeit suchte ich den Ueberbringer des Nachlasses auf. Ich fragte ihn nach dem Ende des Alten und er erzählte mir etwas davon. Solange seine Frau gelebt hat, waren beide sehr hilfreich allen Bedürftigen gewesen. Nach ihrem Tode verteilte er allmählich vieles aus seinem Haushalt und begnügte sich mit dem Notdürftigsten.

Als sich das herumsprach, hat man seine Hilfe nicht mehr angefordert und schließlich ist er an seinem Tische vor den Zetteln, die er mir hinterließ, sitzend tot gefunden. Seine Tiere hat er noch ein paar Tage vorher einem Nachbar zum Geschenk angeboten. Als dieser dann hinging, um danach zu sehen, habe er den Alten gestorben gefunden.

Und ich muß nun immer wieder an ihn denken, wie arm er mir schien, wie menschencheu und wunderbar. Aber von einem inneren Dunkel, einer Stumpfheit und Leere kann keine Rede mehr sein. Es ist offenbar oft kaum zu ahnen, in welchem Lichte sogar ganz schlichte und gar einfache Menschen leben.
